

Nr. 95. Bromberg, den 25. April. 1935

Erde über dem Meer

Roman einer kämpfenden Jugend.
Von Edzard H. Schaper.

(21. Fortsetzung.) ———

Draußen stehen die Jungen und sehen zum Fenster herein. „Bringt ihn nach Haus!" sagt Braak, und sie gehen mit Jordan fort.

Das ist auch eine von den Geschichten, die man sich am Abend erzählt. Aber man spricht auch davon, wie Aksel auf Jordan geflucht hat, weil der ihm seine Büchse in Stücke schoß. Es überzeugt Holmens Volk noch nicht, all das — Härteres muß kommen, vielleicht sogar der Tod!

Wintersonnenwende ist nun gekommen, und auf der Widde brennt das Feuer. Trampfend stehn sie in einer eisigkalten Nacht und sehen düster vor sich hin. Das Feuer springt und glüht gen Himmel, denn Christian hat viel Tran geopfert. „Auf guten Fang!" sagt er und glaubt den alten Glauben doch nicht mehr. Aber dann geht es hinunter in den Schuppen. Die Holzkohlen wärmen dort und verbreiten einen süßlichen Dunst. Es will gar nicht laut werden unter ihnen. Jens will nicht pfeifen und die andern nicht flöten, und keiner hat Lust zu tanzen. Die Neuen stehen um den glühenden Korb und reden für sich, trinken Toddy und lassen unter sich eine Tonkruke herumgehen. Nach jedem Schluck werden sie röter und redseliger. Nur für sich.

„Wie war es doch damals schön, als wir bei Christian auf den Felsen tanzten!"

„Ja, es war schön; es kommt wohl nicht mehr wieder!" Sie schweigen, und Magnus und Hanns wollen bald gehen.

„Glück für das neue Jahr!" sagt Braak, und sie trinken sich zu. Die Neuen flüstern, lachen und können deshalb nicht mittrinken. Die andern werden noch düsterer.

„Wann wollt ihr denn anfangen zu bauen?" fragt Braak Aksel. „Früher war es so, daß jeder, der neu zu uns kam, sich den Holm drei Tage besah und dann auch wußte, was er wollte!"

„Das wissen wir auch", sagt Mads, und die andern nicken ihm zu.

„So? Was wollt ihr denn nun, es geht doch zum Frühling!"

„Wir bleiben hier!" schreien sie alle.

„So wollt ihr euch Häuser bauen?"

„Nein! Wozu denn auch?" fragt Aksel trotzig.

„Warum? Weil hier Menschen wohnen — und nicht zu ewigem Besuch sind!"

„Aber", sagt Mads schlau, „wir halten es mit der Heiligen Schrift!"

„Das merkt man für gewöhnlich nicht!" ruft Magnus.

„Ja" — und Mads will Magnus überhört haben —, „ich habe als Taufspruch das Wort: Denn wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern die zukünftige suchen wir!"

„Also bauen wir keine Häuser, sondern suchen immer weiter die zukünftigen!" Die andern fünf lachen und finden das sehr gut gesagt.

Braak: „Dann würde ich mir an eurer Stelle recht bald eine zukünftige Stelle suchen und nicht mehr allzu lange auf dem Holm bleiben!"

Und ehe die sechs noch ein Wort entgegnen können, sind viele aufgestanden und gehen nach Haus. Hinter ihnen fangen die sechs und ihre Freunde an zu lachen und zu singen, eins ihrer Lieder, in denen vom Fahren und nicht vom Bleiben die Rede ist.

Herr Jan van Gent ritt durch die Welt
Auf feuerfarbenem Pferde.
Herr Jan van Gent, so reich an Geld
Wie keiner auf dieser Erde!

Traurig gehen sie nach Haus. Sie murmeln sich: „Gute Nacht!" zu und vergehen in der Dunkelheit. Traurige Sonnenwende! Und unten vom Schuppen schallt es lange noch herauf in der stillen Nacht:

Ich schlug ihn tot, Herrn Jan van Gent,
An einem Morgen, im Fjorde!
Herr Jan van Gent, Euer Geld, das brennt
Mir heiß seit jenem Morde!

Doch lach' ich drum, Herr Jan van Gent,
Ihr liegt in kühler Jorde —
Herr Jan van Gent — der Himmel brennt!
Ihr schlaft —wohl unter dem Fjorde.

Am andern Morgen aber steht Aksel am Hafen und kommandiert. — „Das müßt ihr tun und das und dies — und wenn ihr es nicht allein könnt, will ich euch helfen! Wenn ihr zu schwach seid . . ." Und wenn auch viele gegen ihn sind, sie tun doch, was er ihnen sagt; denn seine gewaltige Kraft ist mit ihnen und hilft, wenn sie nicht mehr weiterkönnen! Aksel braucht Braaks Schienen und Dock gar nicht. Er packt ein Setzboot beim Steven und zieht es auf den Kai. Aksel braucht Braaks Häuser nicht; denn er kann im Stehen schlafen. In Eis und Hundekälte, kann naß und regnen und sich wieder trocken arbeiten. So ist Aksel. Er ist der letzte Wiking! Er lacht über Braak und seine Hütten und sagt, er könne sich an der Rahnock aufhängen und trotzdem gut schlafen. Aksel sagt, er pfeife auf Küche und Herd und Waschgelegenheit. Von Regen zu Regen wartet er mit dem Waschen. Die meisten lachen, aber sie sehen bewundernd zu ihm auf. Und Aksel kommandiert! Keiner darf sich widersetzen.

Er ist der Mächtigste des Willens. Für die meisten ist er der Führer des Holms geworden; ein Freibeuter-Capitano auf einem abenteuerlichen Schiff! In den Winternächten liegt er mit seinen Gesellen im Schuppen am Feuer, und dort trinken, singen und schlafen sie. Mehr als einer der Jungen ist die Nacht nicht bei seinem schwangeren Weib, sondern im Schuppen, wo die Nordland-Mär durch die Dunkelheit wandert. Aksel sagt, es passe ihm so und es läge ihm so im Blut, war doch sein Vater der große Drakenberg, der über einhundertundfünfzig Kinder gezeugt hat und der Ahnherr der Fante, der See-Zigeuner, ist. Aksel erzählt vom Lensmann, dem er aufgelauert habe und der von seiner Büchse gefallen ist.

„Schuß um Schuß wechselten wir, bis er fiel! Er mußte fallen; denn er hatte die Fante unterdrückt und ihnen verfolgt, die heiligen Sakramente zu nehmen! Er hatte die Fante aufs Meer getrieben und ihnen Landflucht diktiert.

„Nirgend“ und „Überall“, diese beiden Städte sollten ihre Heimat werden; und die beiden liegen im Meer!“

Der Qualm der Kohlen zieht durch den Schuppen, das Feuer verlöscht, und der letzte Schluck aus Akfels Kruke ist getan. Der Schlaf fällt über sie, die eng ums Feuer liegen, und das Meer geht brausend seinen Weg im Strom. Am Morgen kriechen sie auf. Erst wollen die Jungen nach Haus gehen und sich eine Morgensuppe geben lassen, dann aber gehen sie gleich mit den Gesellen hinaus und braten sich auf den Schären die Leber eines Seehunds überm Feuer und bleiben den ganzen Tag draußen.

Und die Zeit vergeht. Worte können so wenig sagen, was alles geschieht.

Es kommt das Frühjahr. Der Wind geht südlich, aber der Strom im Meer von Osten nach Westen. Wärmere Tage brechen an, und oft legt sich Nebel übers Meer. In einer Nacht wachen Holmens Leute an einem Knirschen und Brausen auf; und wie Braak auf die Widde läuft, stehen Magnus und Hanns, die es näher haben, da oben und versuchen zu erkennen, woher das mächtige Geräusch kommt. Nichts ist zu sehen. Das Meer bewegt sich so eigentümlich träge, als läge ein Schuppenpanzer darüber.

„Kommt, wir wollen an den Strand gehen!“ sagt Braak, und sie laufen hinunter.

„Was ist denn das?“ rufen sie verwundert.
Eis!

Schweres Botteneis wandert von Osten nach Westen. Eis, Scholle an Scholle. Auf dem langen Weg von der Bottenbucht her haben sie sich vollgesogen und sind dicht unter die Oberfläche gesunken. Zwei Handbreit hoch flutet das Wasser über sie hinweg. Sie schütteln den Kopf und gehen ans Ostufer. Dort treffen sie Christian, der ratlos in den Felsen steht und nicht weiß, was er von dieser murrenden Herde halten soll. Sieh, auf dem Ostufer schiebt sich das Eis den Strand hinauf, kann nicht recht abgleiten nach beiden Seiten. Wie dicke Käfer kriechen gewaltige Schollen auf die Felsen, bröckeln und brechen und kriechen weiter und weiter. Dicke weiße Tiere in der Nacht. Langsam bauen sie sich hoch. Singend und brausend zieht der Strom rechts und links vorbei.

Was das werden soll? fragen sie sich und bekommen ein Schlucken in die Kehle. Der Tag bricht an. Unabsehbar nach allen Richtungen der Windrose erstreckt sich das Eisfeld. Zwei Handbreit hoch von Wasser überflutet. Da und dort liegt ein dunkler Fleck. Was mag das sein?

Akfel und seine Gesellen warten nicht lange. Sie laufen ein paarmal rund um den Holm und sehen nach, wie es auf dem Meer aussieht, und dann stürmen sie zu Vincent in die Werkstatt. Zwei Stunden vergehen. Dann kommen sie wieder zum Vorschein. Aus allerlei Brettern haben sie sich drei Pramme gebaut, Boote für zwei Mann, ohne Kiel, flach wie ein Schlitten. Werg und Wolle tauchen sie in heißen Tran und stopfen es in die Fugen. Raus wollen sie, übers Eis und nachsehen, was die dunkeln Flecke sind. Einer von ihnen behauptet, er hätte gesehen, daß sie sich manchmal bewegen.

„Tiere werden es sein“, sagen sie. „Tiere, die aufs Eis gingen, als es noch festlag, und als es in Drift kam, konnten sie nicht mehr zurück an Land und mußten mittreiben!“ Sie raffen lange Stangen, mit denen sie die Seehunde totstechen, zusammen, nehmen Äxte und Finnenmesser, kriechen in die Boote und schieben sie ins Wasser. Jeder hat einen Riemen und paddelt. So gehen sie aus dem Hafen. Draußen, wo sie ans Eis kommen, steigt Akfel aus. Tollkühn. Überall auf dem Holm stehen sie und schauen ihm zu. Lachend klettert er aus dem Pramm auf eine Scholle. Das Wasser geht ihm bis über die Enkel. Jetzt nimmt er eine Stange, kniet nieder und will wissen, wie stark das Eis ist. Mit der Stange tastet er seine Kante ab. Nein, so tief er taucht und an die Wand schlägt — es hört nicht auf. Die Schollen müssen mindestens sechs Meter stark sein. Sie lachen da draußen, und Akfel zieht ein Boot nach dem andern aufs Eis, ins flache Wasser, da staken sie sich langsam weiter. Akfel wandert nebenher. Auf der unendlichen Ebene sieht er aus wie ein Riese. Dann und wann krabbelt er wieder auf den Pramm, wenn eine breite Wake komt, die er nicht überspringen kann.

Johlend schwärmen sie nach allen Seiten aus und staken auf die dunkeln Punkte zu. Das Geschrei dringt im Echo vielfältig auf den Holm, wo sie alles genau verfolgen.

„Ho — ho!“ schreien sie, und die dunkeln Flecke zucken zusammen und bewegen sich.

„Ho — ho!“ Sie schlagen mit den Stangen, daß das Wasser spritzt und das Eis dröhnt. Da werden die Punkte größer und größer, Tiere springen auf die Beine. Hin und her laufen sie, ein Fuchs, ein Hermelin, ein Frettchen, und die Jäger staken drauflos, die schwarzen Stangen wirbeln, und bald sind die Tiere tot! Sie schreien und schwärmen aus vom Nordplatz, weiter und weiter ins offene Meer. Ein Boot löst sich ab und steuert auf einen großen fernen Fleck zu.

„Ho — ho!“ klingt es gedämpft herüber — „ho — ho!“ und wird leiser nud leiser. Man hört es nicht mehr, wenn die Stangen über Wasser und Eis schlagen. Näher und näher kommt das Boot dem Fleck, und immer noch nicht rührt er sich.

„Ho —ho!“ schreit er ganz leise. Man sieht einen Mann sich im Boot aufrichten. Er geht aufs Eis und zieht den Pramm mit dem Kameraden hinter sich her. Ist es Akfel? — Keiner kann es erkennen.

„Nein, Akfel ist nicht dort — da ist er!“ und sie zeigen auf die andern, die gemeinsame Sache machen.

„Seht, seht“, schreien sie auf dem Holm, „ein großes Tier ist aufgestanden!“ — „Ja, wahrhaftig, ein großes Tier! ein Hirsch — ein Renntier — oder ein Elen!“

„Ho —ho!“ schallt es aus der Ferne, und sie sehen den Mann die Stange wie einen Speer handhaben. Aber das Tier ist auf seinen Läufen und steht und starrt den Jäger an. Es duckt den Kopf, Horn und Geweih trägt es wohl. — Da — jetzt fliegt des Jägers Stange nach vorn. „Ho — ho!“ schreit es herausfordernd. Und auf einmal rast ein riesiger Schatten auf den kleinen Mann zu — der springt zur Seite — die Stange bohrt sich ins Eis und splittert — und dann läuft ein Mensch übers Eis — hinter ihm ein gehetztes, schäumendes Tier!

Der andere im Boot ist aufgesprungen und setzt den beiden nach. Er kommt nicht so schnell vorwärts. In Kreisen rennen die andern beiden übers Eis — das Tier mit geducktem Kopf, das Geweih als furchtbare Waffe vor sich her — eine furchtbare, spitze Waffe, gegen die ein zerbrochener Speer wenig ausrichten kann.

Aber der Mann ist klug. Er läßt das Tier dicht herankommen, seine Rechte hebt sich — ganz dicht hinter ihm ist der Verfolger — er wird ihn überrennen . . .! Nein, er springt schnell zur Seite, an ihm vorbei rast der Verfolger; aber dann stutzt er, der Mann läuft zu, seine Rechte stößt blitzend erbarmungslos auf den Hals des Hirsches. Aber plötzlich sind sie beide nicht mehr zu sehen. Das Wasser spritzt auf, mitten im Eis, ein mächtiger Körper wirft sich herum und will festen Boden haben. Da läuft der zweite Mann hinzu; er hält plötzlich inne, beugt sich nieder und stößt ein paarmal in den wilden Körper, der mit den Vorderläufen wütend auf Eis schlug, während die Hinterläufe ihn schwimmend hielten.

Und dann wird es ganz still dort draußen. Der wilde Körper rührt sich nicht mehr. Noch einmal, nach langer Zeit, und da bricht ein markerschütternder Schrei über die Wüste. Schweigen danach. —

Der Mann, der dem Tier den Todesstoß gab, läuft zum Pramm und winkt den Kameraden in der Ferne. Er schreit, aber man kann es nicht verstehen. Sie kommen von allen Seiten herbei, lange sieht man sie vor der Wake stehen und endlich das große Tier herausziehen. Dann tauchen sie Stangen ins Wasser und suchen nach irgend etwas. Kein Ruf, kein Lachen kommt von ihnen.

Und auf dem Holm erzählen sie, daß Bertel im Kampf mit einem großen Hirsch in die Wake sank und starb. Bertel ist tot, und keiner wird ihn jemals wiederfinden. Er treibt mit dem Eis. Die Jäger häuten den Hirsch ab, brechen ihn auf und schneiden das meiste Fleisch in schmale Streifen, die sie über offenem Feuer dörren. Am Abend sitzen sie im Schuppen und singen ein Lied von Bertel dem Jäger, der eigentlich Patur Patursson hieß und Bertel nur genannt ward. Den letzten Vers hört man sie die ganze Nacht hindurch brummen, am Feuer, wo das Fleisch röstet und die Branntweinbuttel kreist.

„Patur schlug dem Hirsch den Erlöser ins Herz
und sank ihm in die Tiefe nach,
Patur wandert mit dem Eis in die Welt
und wohnt in der Tiefe des Meeres.
Patur reitet durch den Sturm auf des Hirsches
Kopf
und schlägt dem Wellenhirsch den Erlöser ins
Herz!“

Und während die wilden Jäger da unten am Feuer sitzen und singen, gehen die ersten Sturmfahnen in den Wolken hoch! Ein Sturm von Westen treibt des Bottens Eishunde unweigerlich zurück! Um Mitternacht sind alle Holmens Männer am Hafen. In den kleineren Booten treiben sie von der Südausfahrt in die Nordausfahrt und müssen mit langen Stangen die Eisschollen, die in den Hafen eingedrungen sind, wieder hinausleiten.

Der Holm ruft und warnt vor dem Sturm — aus Osten! Tagelang währt der Weststurm; so heftig wie noch nie. Das Wasser ist frei von Eis. Wellenberge wandern nach Osten, und die Jäger singen das Lied von Patur, der auf des Wellenhirsches Kopf reitet und ihm den Erlöser ins Herz stößt. Mit jedem Sturmtag sinkt das Wasser im Hafen. Das ganze Meer scheint nach Osten zu wandern, und der Sturm ist sein Zugtier. Haben sie sonst 20 Fuß Wasser, so haben sie jetzt nur noch zehn, und bald ist zu fürchten, daß Thorvalds Quase auf Grund stößt und sich den Kiel auf den Steinen zerscheuert. Gut ist es jetzt, daß der neue Hafen gebaut ist. Die Wasserwolken stäuben am Wall hoch, aber kein Brecher kommt hinüber. Wie gut, ja, Braak wußte schon was er tat. Die andern Boote liegen am Kai und schleudern und schlagen sich die Leeseite in Stücke. Manch einer denkt daran, Braak zu bitten, ob er nicht auch nach dem neuen Hafen verholen dürfte — aber er scheut sich noch.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schachspieler.

Eine anekdotische Begebenheit.

Erzählt von **Julius Zerser.**

Als Napoleon sein bei Aspern ins erste, warnende Schwanken geratene Glück bei Wagram wieder befestigt hatte, fand er, im Laufe der folgenden Monate, die er in Schönbrunn mit Unterhandlungen hinbrachte, gelegentlich auch eine ruhige Stunde, um sich von den Kriegs- und Staatsgeschäften abzuwenden und zu den harmlosen Interessen des Privatmannes herabzulassen. So hörte er eines Tages — es war schon Oktober geworden und der entscheidende Abschluß des Friedens rückte sichtlich heran — daß ein besonders geschickter Mechanikus, der Instrumentenmacher Melzel aus Wien, einen Automaten gebaut habe, der die Bewunderung aller Kenner erwecke und wohl überhaupt das Künstlichste sei, was man in dieser Hinsicht dem verblüffenden Fortschritt dieser Zeit verdanke. Denn wenn sonst ein Automat schon Staunen erregte, der nur einige gleichsam eingelernte Schritte und Griffe oder etwa das abgebrochene Stück einer Melodie auf ruckweise hin und hergeführter Flöte darzubieten vermochte, so handelte es sich hier um eine Maschine, die sich nach eigener Überlegung zu betätigen schien und die Reihen ihres Ablaufs in immer wechselnder Folge, der jeweils gegebenen Lage Rechnung tragend, mit Scharfsinn entfaltete. Um das Geheimnis etwas deutlicher auszudrücken, es handelte sich um nichts Geringeres als um eine Schachmaschine, die so manchen auf seine Erfahrung pochenden Spieler matt oder wenigstens patt setzte. Eine Schachmaschine! Hat man jemals gehört, daß man die Grenzen der Mechanik weiter hinausgeschoben, daß man das in Rädern, Hebeln und Schrauben eingebaute Gesetz dem geregelten Ablauf des menschlichen Denkvermögens erfolgreicher angenähert oder vielmehr überzeugender gleichgestellt hätte? Der Mensch — die Maschine. Lamettrie hatte recht. Hier wurde der Beweis des Philosophen auf dem entgegengesetzten Wege erbracht: Die Maschine — der Mensch. Denn eine Maschine, die Schach spielt, die alle Möglichkeiten des geistigen Schlacht- und Kraftfeldes klar im Kopfe — nein, in den Schraube hat, eine Maschine, die kombiniert, die [illegible]chiert, die den gewiegtesten Gegner in Verlegenheit bringt — eine solche Maschine braucht nur einige Hebel und Schrauben mehr, um die Menschheit ganz zu ersetzen, ja den Globus völlig aus den Angeln zu heben.

Kein geringer Ruhm für Altösterreich, daß diese Maschine in Wien das Licht der Werkstatt erblickte. Daß ein österreichischer hoher Beamter, der Hofrat Kempelen — er hätte von seinen Amtsstunden keinen besseren Gebrauch machen können — im geheimen ihr geistiger Vater war. Denn der Mechanikus hatte ihr nur die irdische Hülle auf ihren Lebenspfad mitgegeben. Vielleicht da und dort eine kleine Verbesserung angeregt. Und übrigens seinen Namen zur Verfügung gestellt. Denn es ging nicht an, daß ein Beamter beweisen sollte, das Räderwerk eines Automaten sei im großen und ganzen vielleicht nicht geringerer Bewunderung würdig als das des Staates.

Napoleon galt selbst für ein ausgezeichneter Schachspieler. Wenigstens unter seinen Vertrauten, von denen es wohl keinem rätlich scheinen mochte, ihn matt zu setzen. Übrigens würden wir gar nicht bezweifeln, daß er, der die Möglichkeiten des Schlachtfeldes so scharfsinnig überblickte, auch auf dem Schachbrett unüberwindlich gewesen sei, wenn nicht — doch dies sei der Folge der Erzählung anheimgegeben. Napoleon hatte also kaum von dem mechanischen Schachspiel Kunde erhalten, als er auch schon Befehl gab, dieses samt seinem Erbauer Melzel nach Schönbrunn zu befördern, da er die Absicht hege, es persönlich einer Probe zu würdigen.

Nun aber tut es not, daß ein Schleier gelüftet werde, soll das Weitere durchaus verständlich sein. Ich lüfte ihn ungern, denn ein bunter Schleier ist zuweilen lockender als die Sache selbst, und ich müßte mich sehr irren, wenn dies nicht gerade für alle Arten von Automaten seine Richtigkeit hätte. Doch greifen wir entschlossen ins Triebwerk, und wenn es auch ein wenig knistert und kracht — seht, dahinter steckt der Mensch verborgen, der noch nicht völlig, der durch die Maschine ersetzte Mensch, dessen Räderwerk eben doch ein wenig künstlicher ist, weil er aus der Werkstatt eines größeren Mechanikers kommt und weil der Plan der Schöpfung Dinge in sich beschließt, die selbst dem gewiegtesten Hofrat über die Hutschnur gehen. Die Schachmaschine, so schlau sie ersonnen war, wirkte doch nicht ganz aus eigener Kraft. Sie war nur der hölzerne Arm zu einem niemals gezeigten Fach, darin saß der Schachspieler, der ihr Getriebe beherrschte. Und da man den Ruf der Maschine zu wahren suchte, steckte man einen guten Schachspieler in das geheime Fach. Darum also spielte die Maschine so ausgezeichnet, darum berechnete sie ihre Gegenzüge mit so überraschender Sicherheit.

Begreiflich, daß die beiden Verschwörer, der Hofrat und Melzel, in keine gelinde Erregung gerieten, als ihnen der Befehl Napoleons hinterbracht wurde. Sie hatten schon so viele Leute jedes Standes und Alters mit ihrer Maschine zum besten gehalten. Sollten sie es mit dem großen Eroberer gleichfalls wagen? Jedoch das Geheimnis ihrer Erfindung öffentlich preisgeben — und anders hätte sich eine Weigerung schwerlich begründen lassen — war mehr, als ihr Stolz vertrug. Lieber wollten sie mit der Ehre das Leben zugleich in die Schanze schlagen. Galt es nur, den richtigen Partner für den Kaiser zu finden. Der Hofrat machte diesen und jenen Versuch bei vertrauten Freunden, aber keiner zeigte besondere Lust, in eine Maschine verpackt nach Schönbrunn zu wandern, um dort mit dem launischen Korsen unter so zweifelhaften Umständen näher bekannt zu werden. Endlich fand sich doch ein mutiger Mann. Der Pater Josef aus dem Schottenkloster, der als Schachspieler einen gleichfalls gefürchteten Namen hatte, erklärte sich nach mancherlei Ausflüchten endlich bereit, das Abenteuer zu wagen. Bestimmend war ihm, daß Melzel seine Maschine begleitete und hoch und teuer versprach, ihn nicht allein zu lassen und für seine schleunige Rückreise alle erdenkliche Sorge zu tragen. Außerdem lockte es ihn, dem Kaiser, der im Schottenkloster nicht zum wenigsten wegen seines Rufes als Schachspieler hoch im Ansehen stand, auf dem friedlichen, einem frommen Ordensmanne angemessenen Felde der Ehre die Spitze zu bieten.

So fuhrwerkte also Melzel seinen fraglichen Automaten, der gleich dem trojanischen Rosse in seinem Bauche den listigen Gegner verbarg, nach Schönbrunn hinaus, wo ihm auch alsbald in einem abgelegenen Raume des Schlosses Gelegenheit ward, sein Kunstwerk für den hohen Besucher zur Schau zu stellen. Hier sollte er warten. Er wartete lange und mit jeder halben Stunde wurde ihm bänger zu Mute, denn die Türen des kleinen Saales waren von

Chasseuren der Garde besetzt, die mit ihren ungeheuren Pelzmützen, ihren weiß verschnürten Uniformen und martialischen Bärten einen bedrohlichen Eindruck machten. Die verstanden gewiß keinen Spaß, und wenn ihr Kaiser — man traute ihm ja einen übernatürlichen Scharfblick zu — dem verwünschten Blendwerk des Hofrats Kempelen auf die Schliche kam, so würde ihm selbst und seiner Maschine wohl das letzte Stündlein geschlagen haben.

Endlich klappten fast lautlos die Türen auf. Der Gewaltige war eingetreten. Nur begleitet von Savary, dem Herzog von Rovigo, seinem Generaladjutanten. Melzel machte die tiefste Verbeugung seines Lebens. Sie wurde so wenig beachtet, als ob der Automat sich verneigt hätte. Napoleon trat mit raschen, kleinen Schritten heran. Das also sollte das gepriesene Wunderwerk sein! Das kraß bemalte Holzbild einer Figur, eines Weibes, geschmacklos und veraltet gekleidet, mit starren, gläsernen Augen. Davor der Tisch mit dem Schachbrett. Sehr wahrscheinlich ein plumper Schwindel! Napoleon ging um den ganzen Aufbau herum, setzte sich, schnupfte rasch eine Prise Tabak. Das Spiel war aufgestellt, bot ihm die weißen Figuren. Ziehen wir also an! Der Königsbauer eröffnet die Schlacht, geht über zwei Felder vor. Der Automat erwidert mit dem entsprechenden schwarzen Bauern. Das Spiel entwickelt sich. Napoleon tut hastig Zug um Zug, als wollte er seinem Gegner nicht Zeit lassen, sich zu besinnen. Der überlegt bedächtig und scheint allmählich den Eroberer ins Gedränge zu bringen.

Melzel hatte sich inzwischen so weit gefaßt, daß er nun den seine Wenigkeit nicht beachtenden Kaiser von der Seite zu mustern wagte. Grüner Uniformrock mit roten Aufschlägen, weiße Hosen, dunkles, wenig gepflegtes Haar. Das Gesicht gelblich, blaß. Die Augen vermochte er nicht zu sehen, aber es schwankte in seiner Erinnerung, als hätten sie ihn mit schwarzen Dolchen durchbohrt, früher, als die Flügeltür auseinander klaffte. Der Kaiser nimmt eine Prise nach der anderen, schneuzt sich geräuschvoll, spricht keine Silbe. Savary steht halb hinter ihm, soldatisch geschmeidig, neigt sich ein wenig vor. Folgt dem Spiele taktvoll belustigt, die Herablassung seines Gebieters teilend.

Da geschah etwas, das dem guten Melzel das Herz zum Stehen brachte. Nur einen Augenblick lang. Dann war alles vorüber. Aber in diesem Augenblick büßte er alle seine Mechanikerschliche für diese Zeit und die Ewigkeit. Der Kaiser hatte offenbar auf bequeme Lorbeeren gerechnet. Vielleicht war er auch von anderen Dingen in Anspruch genommen und hatte seinen Kopf nicht so frei für das Spiel wie sein versteckter Gegner, der Schottenmönch, der auf dieser Erde keinen weiteren Ehrgeiz kannte. Genug, Napoleon sah sich in übler Lage. Ein überraschender Zug seines Gegners hatte ihn in entscheidenden Nachteil ersetzt. Er blickte rasch in die Höhe nach den Augen des Automaten. Sie waren gläsern und blicklos wie immer. Eine Maschine? Ein denkendes Wesen? Ein verkapptes Geheimnis der Austria, die es so gut verstand, ihn immer wieder hinter das Licht zu führen? Der Kaiser überlegte nicht lange. Er tat einen unerlaubten, nie gesehenen Rösselsprung, nahm ganz einfach die Dame des Gegners, setzte sie außer Gefecht. Savary lächelte. „Alexander zerhaut den Knoten der Österreicher." Er wollte es sagen, aber er erkannte noch rechtzeitig etwas im Wesen Napoleons, das es ihm geraten erscheinen ließ, den Gewaltstreich nicht zu bemerken. Weniger nachsichtig aber war Pater Josef. Freilich hatte er keine Gelegenheit, die finsteren Brauen seines Gegners zu sehen. Er gewahrte nur dessen Verstoß gegen alle Regeln. Und der war allerdings unerhört. Hätte der Gewaltsame noch einen Bauern als Opfer seiner Willkür beiseite geschafft, es mochte ihm vielleicht hingehen. Aber die wirksamste Figur des ganzen Spiels, deren Verlust allein nicht viel weniger als die Niederlage bedeutete, die konnte man sich nicht einfach vor der Nase wegfischen lassen. Und so geschah, was Napoleon nicht weniger unerwartet kam als der Widerstand der Österreicher bei Aspern und Eßling. Der Automat tat den falschen Rösselsprung wieder zurück und setzte hierauf die Dame an die frühere Stelle. Der Kaiser sprang in die Höhe. Ging es ihm vor, daß hier mehr als ein Automat ihm Widerpart hielt? Ahnte er das Geheimnis, ohne es doch fassen zu können? Noch einen giftigen Blick schoß er nach den verglasten Augen des hölzernen Weibes. Dann fegte er mit der Rechten über das Schachbrett hin, daß alle Figuren reglos durcheinanderstürzten. Er hatte zum zweitenmal den gerdischen Knoten durchschlagen. Und schon drehte er sich auf dem Absatz herum und war mit wenigen Schritten verschwunden.

Dies alles hatte sich so unvermittelt begeben, daß Melzel an seinen Kratzfuß erst denken konnte, als die Flügeltür hinter dem Herzog von Rovigo einschnappte. Er verbeugte sich dennoch, aber nicht so tief wie das erste Mal. Dann durfte er gehen. Als er mit seinem Automaten die Wachen passiert hatte, sank ihm ein Stein vom Herzen. In seiner Werkstätte, wo man den tapferen Pater aus seinem Verließ befreite, wartete schon der Hofrat Kempelen von Vorwitz, gepeinigt, den Ausgang der großen Begebenheit sogleich zu erfahren. „Nun wie war es?" rief er dem Pater entgegen als dieser durch die verborgene Öffnung ans Tageslicht kroch. Der Pater straffte sich. Seine Glieder schmerzten ihn. Dieser französische Kaiser hatte ihn lange in seinem engen Loch gefangen gehalten. „Wie es war? Ich erwidere mit der Gegenfrage: Ein Schachspieler soll Napoleon sein? Ein Schlachtenlenker soll Napoleon sein? Mein verehrter Hofrat, der Eroberer hat die Nerven verloren. Mit Bonaparte sieht es bedenklich aus."

Bescheid.

Von E. G. Kolbeneyer.

Möchtest du einmal noch,
Einmal noch ziehen die Kreise,
Die über Tal und Joch
Hoben ein Leben hoch
Dich auf beflügeltem Gleise?

Einmal noch allen Schmerz,
Allen Schmerz stündlich zu wagen,
Aber ein Manneshez —
Traumwärts und wolkenwärts
Nimmer wollt es mir schlagen.

Singsang so ferneher,
Fern her und ein Verschwingen . . .
Neig' dich in Selbstbekehr,
Drängender Früchte schwer,
Ernte den andern zu bringen!



Lustige Ecke



Auf Gegenseitigkeit.

Mitternacht war längst vorüber. Schnupfenheinrich ließ den Arzt holen. Weil Schnupfenheinrich dreimal leicht geniest hatte.

„Ich rechne Ihnen diesen Besuch hoch an, Doktor!"

Der Arzt nickte: „Ich auch."

Möglich.

Es war im Zuchthaus von Zinzonne. In Zelle zehn war Krach.

Der Gefangene brüllte: „Mein Napf ist weg! Es muß ein Dieb im Haus sein!"

Der rechte Mann.

Auf dem Odeonplatz steht ein Schutzmann. Um seinen Arm trägt er eine Binde. „Spricht fremde Sprachen."

Trat ein Gymnasiast zu ihm: „Können Sie auch englisch?"

„Gewiß."

„Könnten Sie mir da meine englische Hausarbeit machen?"

Leicht erklärlich.

„Das Geld ist bei mir Statist."

„Was heißt das?"

„Es spielt keine große Rolle in meinem Leben."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.